

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925

364 (8.8.1925) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Eine Seereise nach Südwest-Afrika.

Reisebilder von Ernst Peter Grün.
Ausfahrt und erste Nacht.

In unserer nüchternen Zeit gibt's keine Wunder mehr", sagte mir einst ein Bekannter, den der Krieg mit seinen Folgerisierungen verbittert hatte. Ich aber erlebe jetzt Wunder, Tag um Tag, und die möchte ich alle, die noch nie eine große Seereise erlebt, drücken, antreiben, mitempfinden lassen. Wie ich als Kenner die ersten Eindrücke aufnahm, erlebte mit Auge und Seele, das sollen die folgenden Reisebilder all denen vermitteln, die mich im Geiste begleiten, die mir folgen wollen in die weite, lodende Ferne: Vor ganz kurzer Zeit noch Lehrender in Mannheim, die Wohnung zuletzt im geliebten, schönen Heidelberg, stehe ich heute am 12. Juni 1925 — am Peterjensei in Damburg und staune zum erstenmal im Leben die große Afrika-Dampfer der Boermannlinie an, die dort ankern, „Wangoni“ der eine, „Umtama“ der zweite; Schwesterstiffe sind, beide gleich groß und schön, für mich gleich riesig in ihren Dimensionen. Ein helles Gefühl steigt mir im Herzen auf: Morgen soll mich die „Wangoni“ nach der Westküste tragen, zum erstenmal den ersehnten Wundern der Ferne entgegen, dort, wo ich — wie ich es schon als Junge, als Pennäler und frühgeborener Lehrer erträumte — als deutscher Lehrer unter unsern Landsleuten wirken, ihnen allen wieder ein Stück deutscher Heimat bringen darf.

Ein großer Augenblick — von dem ich als Junge in Seemanns- und oft geleitet habe — die Ausfahrt aus dem Hafen, nach jetzt heran. Diesmal erlebe ich es selbst, die Vorstellungen sollen endlich Wirklichkeit werden. Die Passagiere — jeder weiß schon seine Kabine und hat erkundigt und entdeckerisch alles verstant — bilden kleine Gruppen an Bord. Bei vielen stehen ihre Lieben, Verwandte und Bekannte. Wir 2 Badener sind froh, daß wir schon in der Heimat Abschied nehmen, denen hier wird er schwerer, fühlbarer. — Bald hören wir die Schiffstapelle: „Auf! denn zum Städtchen hinaus“ und nun „Deutschland über alles“ spielen. Mit Gewalt muß ich das Weidwerden zurückdämmen. „O, Heimat wie haben wir dich doch lieb!“ Die Ufer gleiten an uns vorbei, werden ferner und ferner gerückt. „Es geht also wirklich nach der Westküste!“ „O blaue Wunder der Ferner! Kein Speichbügel soll mir die Sehnsucht, die Lust, Wunder zu schauen, dämpfen! Afrika, magst du dich zeigen, wie du willst, nur bist du Erfüllung, mein erstes Tropenland, Land voller Sonne, voll warmer, dunkler Süßer in ihrer Natürlichkeit, und dazwischen leben wir, Deutsche, anders zusammenhaltend wie in der alten Heimat, wo Kastengeist und Dünkel so manches frische Leben zum Welken bringen, — und ich, ich darf den dunkeln Erdbteil schauen, mein junges, volles Herz mit Wundern fülligen u. deutschen Kindern ein Stück Deutschland mitbringen, darf ihnen deutsches Fühlen, Wissen und Können einpflanzen, — ein unendliches Ziel, wert einer ganzen Mannes- u. Lebensarbeit. O Zukunft, o leuchtende Wunder der Ferner!“ Ein Blick über die Ufer. Das dort zur Rechten ist Blankenese. Nun aber gehts hinunter in die 2. Klasse zur Kabine, die ich mit dem andern deutschen Lehrer teile, der mit mir nach Afrika reist; er ist übrigens auch Badener. Noch sind wir auf der Ufer, die dunkeln Wasser rauschen und schäumen an der Schiffswand, die Ufer sind nicht mehr zu unterscheiden. Elbstrom, nun trägst du uns auf deinem Rücken immer weiter der ersehnten Ferne entgegen! Heimat, ich habe dich ja lieb; aber dir, du ferne, fremde Land, dich ichslagt jetzt meine Sehnsucht entgegen! Endlich trennen wir uns von dem Schauspiel an Deck, und müde eilen wir hinunter zu den Kabinen. Die erste Nacht! Schon beim Hinuntersteigen fühle ich das merkwürdige, feine Beben des Bodens unter meinen Füßen. Unter Scherzen und Plaudern über Ankunftspläne entscheiden wir uns, der andere junge Lehrer und ich, ob wir wohl heute schon schlafen werden? Ach, wo! Wir steigen in die Kette, ich die Leiter hinauf. Donnerwetter, wie das schüttelt unterm Bein, wie das wagt da draußen! Aha, wir sind schon in der Nordsee, es braust und laust uns Schiff. Wie bin ich froh, daß ich — genau nach Vorschrift — schon 1 Stunde vor der Abfahrt 2 Willen genommen habe. Es wird mir ungemächlich, so eigen schwach in der Magen-geduld. Und nun wagt die Kabine auf und ab, lappert, mit dem alles anfröhelt! Schnell klopfe ich Licht an, klettere herunter und schlude mich Helmsmutz 2 weitere Willen, rosa und braun; mit dumpfem Kopf klettere ich wieder die Leiter hoch. Einen Augenblick hört alles schenbar auf. Da aber deutet's wieder zu stampfen. Ich lege mich um — erst Seite — jetzt Rücken — auf der Leib; nichts nützt. Das schwächende Kneten im Magen nimmt zu. So bald ich auf der Seite liege, dröhnt's im ganzen Kopfe mit. Mein Magen hat anheimelnd unigie Empathie für unsere gute „Wangoni“, er macht jedes Mittel, jedes Schwanten und Stampfen geborham mit, er ättert das geringste Geräusch nach, vibrierend wie eine angehängene Seite. Das halte der Teufel aus! Ein über Geschmack kommt mir auf die Zunge. Mir wirds äde und über in Kopf und Magen. Eine Perle „Allonal“ des Heidelberger Arztes ändert nichts an der betrüblichen Sachlage, die ich aber trotz alledem mit Humor aufnehme. Immer wilder wagt die See draußen, Stampfen, Schwanken und Schlingern; Welt und Kabine wiegen sich schaukelnd auf und ab, ab und auf! Ich klicke mich aus, krumme mich zusammen, wälze mich nach allen Himmelsrichtungen; vergeht! Nein, ich will noch nicht! Erst will ich schauen, ob sich die ganze Sache nicht mit Energie niederzwingen läßt. Ladend tröste ich meiner Schwäche und klettere endlich wackelnd die Leiter hinunter. Es ist inzwischen hell geworden. Die ganze Kabine taumelt, Donnerwetter, jetzt wirds immer bunter, kalter

Schweiß bricht aus, die Kabine zittert wie im Fieber. Krampfhaft halte ich mich an der Bettleiter und an der Mittelbrüstung, die so beruhigend kühl wirkt. Ich warte einen verhältnismäßig ruhigen Augenblick ab und greife nach der Unterhose. Es ist gelungen! Zitternd streife ich das leichte Beinkleid an; aber plötzlich sind meine und Körper in feuchtkalten Schweiß gehüllt, ein Vakuum, ein Aufruhr im Magen. Schweiß und abermaliger Rückzug. So noch zweimal, jedesmal geschwächer. Darum nehme ich beim letztenmal den weißen Topf aus dem „Geheimschrank“ mit hinauf und stelle ihn alarmbereit in das Gedächtnis über dem Bett. Ich schaute lachend hinüber, den Humor lasse ich mir nicht nehmen. Es wälzt plötzlich in mir. Mein Kabinengenosse ist unterdes zum Essen gegangen. Jetzt kommt er wieder. Ich erzähle ihm lachend meine Opferversuche. Er aber meint: „Für meinen Magen ist das Schlingern das Richtige, mir tut's aut, ich halte das alles aus. Sie haben eben früher Ihren Magen verwöhnt!“ Er hat kaum ausgesprochen, gerade will er mich tröstend anlachen, — da ein gurgelnder, krampfhafter Laut, ein Krirren, eine gewaltige Explosion mit schöhnenden Nebengeräuschen. Ich schaue herab; mein Tröster hält den Kopf über den schnell herausgerissenen zweiten Topf des „Geheimschrankes“ und — opfert, opfert, opfert. Mitfühlend schlicke ich die Restvorhänge. Von der Nebenkabine tönt ein ähnliches Geräusch herüber. Nur sämmerlicher noch klingt das Stöhnen, es rührt von einer Frauenstimme her. Dazwischen klinkt das Nöheln und Weinen eines kleinen Kindes. Mutter und Tochterlein — beide fahren mit nach Südwestafrika — opfern ebenfalls. Reintun kann jetzt zufrieden sein. Ich selbst esse beinahe nichts, nur geröstetes Brot und Tee. Endlich, gegen Abend erst, ist der Anfall überwunden.

Bei der Hauptmahlzeit esse ich ein wenig und fühle, wie's mir langsam besser wird. Jetzt erst wage ich's, hinaus auf die hochwogende Nordsee zu schauen. Schwach lehne ich an der Backbordreeling und beneide dabei die Möven, die so gar keine Anläge zur Seerkrankheit haben. Es ist hoher Seegang. Herrlich wogen die Wellenkämme heran und zerrieben rauschend und brausend, daß der weiße Gischt bis zu mir heraufspritzt; die Holzbrüstung wird feucht, kleine Salzfröhen bleiben in der Hand. Jetzt haben die Wellen die Farbe dunkelgrüner Eisberge, von welchem Stürmchen gekrönt; da im nächsten Augenblick schon — wieder ein dunkelblaugrünes Zerfließen und Zerfließen, indes die Schraube am Heck gelblich Wasser um die Schiffswände herum aufzurgeln läßt. Drüben am Horizont — so weit und eben sah ich ihn nie zuvor — erschneit plötzlich ein Segler, er tanzt schwanfend auf und ab, sein Bug verwindet, hoch ragt das Heck empor, und im nächsten Moment schon ist's gerade umgekehrt. Bei diesem Anblick will mir beinahe die mühsam gewonnene Fassung schwinden. Das groteske Schauspiel läßt mich aber energisch die Zähne zusammenbeißen, und die Schwäche geht vorüber. Ich ermanne mich, schaue wieder den Möven zu. Da erscheint drüben am Horizont ein Feuerschiff auf der wogenden See, mühsam erklime ich die Wellenberge, um im nächsten Augenblick schon wieder in ein tiefes Wellental hinabzutauschen. Ich bewundere die beschafenen Seeleute, beneide sie, daß sie den wunderbaren Anblick einer stürmischen See so ungetrübt genießen können. Ich kann jetzt die alten Seebären verstehen, wenn sie sich nicht vom „großen Teich“ trennen können. Selbst mir, der Landratte, die noch eben an der Seerkrankheit herumwürgte, kommt Erfrischung in staunende Begeisterung bei all dem ungestümen, großartigen Wogen dieser unermesslichen Wasser-massen. O herrliches, weites Meer, o grüne, lodende, unendliche Zaubermel! Der Morgen des 15. Juni findet uns im Hafen von Rotterdam.

Von Rotterdam nach Southampton.

Wir liegen drei Tage in Rotterdam, weil wir mehr Ladung bekommen als vorgesehen war, insbesondere haben die Schiffskranen kleine, hundschneidige Eisenbahnwagen, sowie allerlei Eisenstücke für den Bahnbau in den Niederlanden. „Windhut“ steht weiß leuchtend auf dem blauen Metall. Wir aber nützen die Zeit aus zu einem Gang in die Seestadt; allenthalben trägt sie ein nüchternes, praktisches Gepräge. Ich finde zwei Schlaraffen und in ihnen zwei Freunde, denen das Heidelberger „Schlaraffen-Konjunkt“ noch in lebhaftester Erinnerung ist; der eine ist Direktor der Krupp-Werke und wohnt im Haag, der andere ein Fabrikant aus Reichenberg, der in Rotterdam geschäftlich zu tun hat. Mit ihm als Führer und noch einigen Tischgenossen vom Dampfer machen wir am nächsten Tag einen Abstecher nach dem Haag, wo wir das einfache Palais der Königin und den Friedenspalast — aber nur von außen — betrachten. Mit der Elektrischen geht es dann durch eine herrliche Allee, die wundervolle Villen und Landhäuser säumt, nach Scheveningen, wo wir das hochmoderne Badeleben beobachten. Wir schlendern durch den weißen Sand, über den die Flut Wuscheln und Quallen in immer neuer Folge hereinrollt. Vor dem Strandhotel weht die Orange-Flagge der Kaiserin. Badefarren und Strandkörbe, brennende Pfeifen, schwarze den weißen Sand, weit draußen in der Brandung die Badenden mit dem Rücken gegen die hereinbrechenden Wogenkämme gekrümmt, unter ihnen auf einem Gerüst ein holländischer Badewärter in weiten, roten Hosen; sein Horn gibt von Zeit zu Zeit helle Warnungssignale. Alles in allem ein farbenprächtiges Bild, dem die modernen Toiletten der Badegäste und die herrliche, strahlende Sonne erst das richtige Kolorit verleihen. Müde, aber das Herz voll neuer, sonniger Eindrücke kehren wir endlich zum Dampfer zurück, der noch immer neue Ladung aufnimmt. Mit Ungeduld erwarten wir die Weiterreise, endlich, am 18. Juni, gegen 1 Uhr gehts los. Drei kleine Dampfer schleppen uns zum Hafen hinaus. Es stürmt, an der Luweite des Promenadedecks kommen Seen angepöflet, hoch werfen die Well-

lenrosse die Mähnen und knirschend spritzen sie den salzigen Gischt in die Luft, Berge und Fäler, Tal und Berg in ewig neuer Folge, jetzt grün wie blaugrüner Glasfluß, dann wieder eifriges Gletschergrün, von weißfunktelnem Firnschnee geschmückt. Der Regenmantel haucht sich im Wind. Jeder Schritt muß erkämpft werden; aber dies Stürmen verjagt die trübsüchtigen Geister der Seerkrankheit. Gegen 3 Uhr verlassen wir den Strom, draußen wagt frei und gewaltig das Meer. Ich gewahre Fische im Wasser, Wellenbrecher, die eine stürmische, zerflügelte Brandung umwoog. Silblos ragt das Wrack eines im Februar gestrandeten Dampfers aus der wogenden See — ein warnendes Wahrzeichen von der Macht und Wut der Elemente. O schwache Menschlein! Und doch, was habt ihr Mut, daß ihr wieder und immer wieder die See, die gewaltige, durchplüht und immer größere Giganten von Schiffen erdenkt, die über die raelenden Elemente triumphieren, die das unendliche Meer unter eure Herrschaft zwingen!

Wir sind am weltbekannten „Oef van Holland“, nachvoll rauschen wir durch die See, es wübel hart, unser Deck wagt sich endlos auf und ab, jetzt schauen wir nur Himmel, und schon tauchen wir hinab und gewahren nur noch das wogende Meer; leise fängt's im Magen wieder an zu schütteln. Da schalte ich aber meinen Willen ein und marschiere auf und ab, mache mit Körper und Beinen den Wellentanz mit, um den rebellierenden Magen an das Schanzeln zu gewöhnen. Dazwischen nuschlere ich krampfhaft am Klavier im Salon, dann gehts wieder hinaus an die Windseite, und ich kämpfe durch den Wind, bis ich mich müde auf eine der Bänke am Promenadedeck sinken lasse; so ist auch der letzte Anfall überstanden, und ich glaube, daß ich für die Folge nichts mehr zu befürchten habe. Eine Unterhaltung mit dem ersten Offizier über Heidelberg und das Redarität zaubert mir die Heimat herauf, und harmonisch schließt der so stürmisch begonnene Tag.

Am andern Morgen ist die See glatt, sanft wie Del und harmlos wie unser lieber Redar in der Heimat, denn sich an der „Neuen Brücke“ die Boote wiegen. „Die englische Küste in Sicht, hallo!“ Alles steht an Backbord. Fern drüben im Dunst dämmert Land. In einem der Abhänge erblüht ein großes, gelblichleuchtendes Loch, ähnlich denen, die die Steinbrüche bei Dörfenheim und Scharlsheim in unsere heimliche Berggrube gerissen haben. Die Wellen sind blau und friedlich, die Sonne schimmert darüber, majestätisch rauscht unsere „Wangoni“ vorwärts. Ein großer Dampfer von 25000 Tonnen gleitet an uns vorüber, aus drei Schornsteinen steigt der Rauch gen Himmel. „Hallo, Fische, Fische!“ Da springt's dunkel aus den Wogen, vorn links, in der Mitte, hinten wieder hinten, alles schwarz, fast längen in der Sonne. Schlagartig wunden sich die Tiere heraus, ein Zah über Wasser, und in wellenreicher, runder Bewegung gehts wieder hinein, auf und ab; jetzt sind sie plötzlich verschwunden. „Schweinsfische“, dogiert gelassen immer allzeit lustiger, überall deschlagerer Bar-Steward; er hat in der Marine gebient und ist für uns in allen maritimen Dingen eine Art Konversationslexikon. Jetzt leuchtet die englische Küste hell auf, und Land, Bäume und Häuser tauchen empor, rücken immer näher. Die beiden kleinen Südwestafrikanerinnen erzählen in ihrem drolligen Bayerisch — die vor kurzem in Deutschland verstorbenen Mutter war Nürnbergerin — von ihrer Farm in der Nähe von Windhoek. Zwei Finken taucht eine langgestreckte Küste auf, die Insel Wight, Bäume grünen herüber, lauschige Wiesenflächen dauwippen. In guter Fahrt geht's weiter, Southampton zu. Da knattert's in der Luft. Ein englisches Wasserflugzeug, rot-weiß-blau, am Metallkörper und den Tragflächen leuchtet je ein blauer Ring auf, der in weißer Fläche einen roten Punkt birgt. Der Engländer scheint uns imponieren zu wollen; er manövriert in elegantem Bogen über dem ruhig glitzernden Seepegel und landet in sicherem Gleitflug auf dem Wasser, von wo er sich unter dem Geräusch des bis zu uns herüberstrahlenden Motors wie ein großes, geflügeltes Boot zum Lande hinüberarbeitet. Dort gewahren wir eine langgestreckte Halle, wohl der Hafen für englische Wasserflugzeuge. Vier, fünf solcher moderner Seebügel schwimmen herum, paradiere vor uns. Wollen sie uns Angst machen? Wir wissen aber alle, was unsere deutschen Flieger schon leisteten und immer aus neue noch leisten, und darum schauen wir neidlos diesen großen „Niesennbuben“ zu, wie sie auf der weiten Meeresoberfläche, bis plötzlich der Motor rasend arbeitet und wir die blauen Ringe mit dem roten Punkt wieder über uns in den Lüften gewahren. Jetzt tauchen drüben am Land, unweit der Flugengasse, gewaltige, weiß leuchtende Türme auf, etwa 14 an der Zahl, wie Panzertürme stehen sie da. Unter Veriton, der Bar-Steward, weiß alles: „Detants!“ Gut, also Detants, uns ist ja jede Erklärung recht in dieser leuchtend sonnigen Meeresherrlichkeit. Dicht an Backbord knattert jetzt wieder ein Wasserflugzeug; die zwei Piloten stehen darin und winken grüßend herüber, greifbar nahe. In der blauen Ferne taucht ein Wald von Masten auf, rechts davon, näher bei uns, Bäume; dazwischen ein herrliches, schlafartiges Gebände, in rundem Teilbogen angelegt, überragt von einem mächtigen Turm mit grün leuchtender Kuppel. Wir verlangen unsere Fahrt. „Wohin?“ Da schäumt's rauschend auf an unserm Heck, mächtige, gelbräune Wirbel umstrudeln während das Hinterteil unserer „Wangoni“. Schon ist unser lebendes Lexikon wieder bei uns: „Die Schiffsschraube stoppt ab, wir ankern, gehen nicht hinein in den Hafen, legen nicht an Land an!“ Jetzt ruht die Schraube völlig, einer der mächtigen Anker vorn am Bug rauscht hinab in die Tiefe und hält unser schwimmendes Haus fest. Es ist 11 Uhr. Wir liegen in der Reede von Southampton. Neue Passagiere werden hier eingebootet! Alles hängt erwartungsvoll die Köpfe über die Reeling.

Kleines Feuilleton

Hamlets Grab.

Einer der Hauptanziehungspunkte im dänischen Fremdenverkehr ist das bei Elsinor, unweit des Schlosses Kronborg gelegene Grab Hamlets mit dem Ophelia-Brunnen. Wenn auch in den gedruckten Fremdenführern, freilich meist an verdeckter Stelle zugegeben wird, daß die Geschichte von dem dort begrabenen Hamlet eine Fabel ist, so ändert das nichts an der Tatsache, daß zur Reiseszeit täglich Scharen von Fremden darunter natürlich vielfach Engländer, in stauender Ehrfurcht vor dem Grabhügel stehen, unter dem die Gebeine des Dänenprinzen modern sollen. Daß Hamlet ebenso wie Ophelia nie gelebt haben, sondern Figuren sind, die der Phantasie Shakespeares entsprungen, ist bekannt. Und nun hat sich in der dänischen Presse ein lebhafter Streit darüber entpinnen, ob dieser mehr oder weniger fromme Betrug an einem verehrten Publikum fortgesetzt oder als des Landes unwürdig eingestell werden soll. An der Spitze der Bewegung steht der bekannte Schriftsteller Johannes V. Jensen, der dafür eintritt, den Grabhügel der Erde gleich zu machen und so das Vergnügen zu beseitigen. Demgegenüber steht das materielle Interesse der Stadt Elsinor, die aus der Verehrung Shakespeares und seiner berühmtesten Figur Jahr für Jahr beträchtlichen Nutzen zieht. Nun ist der Vorschlag gemacht worden, auf der Stelle, wo heute das angegebene Grab steht, ein Shakespeare-Hamlet-Denkmal zu errichten, um auf diese Weise die Erinnerung an Hamlet aufrecht zu erhalten und den verdienstreichen Fremden-zustuß nicht zu verlieren, auf der anderen Seite, diesen materiellen Wünschen ein poetisches Mäntelchen umzuhängen.

Frühere Bücherpreise.

Als im 15. Jahrhundert Kaiser Lothar mit Hilfe der Pisaner Almagi kerührte und man bei dieser Gelegenheit das für Juristen hochwichtige Pandektenmanuskript entdeckte, verlangten dieses die Pisaner als Preis der von ihnen gewährten Unterstützung und begnügten sich auch damit. — Man kaufte noch im 15. Jahrhundert für einen Wivins ein Landgut, eine Tachide, die die Wichtigkeit der Gründung der Buchdruckerkunst deutlich kennzeichnet. Manuskriptverkäufer verschrien sie als schwarze Kunst, aber die Gelehrten nannten sie die wohlthätigste von allen. — Welchen hohen Wert sehr seltene Manuskripte für die Bibliotheken und Universitäten besaßen, geht auch daraus hervor, daß man sogar den Fürsten im 15. Jahrhundert nicht einmal ein Buch ohne hohe Bürgschaft ließ. So kaufte z. B. im Jahre 1471 Ludwig XI. von Frankreich für das Manuskript der Werke des Plinius der medizinischen Fakultät zu Paris eine große Summe zum Pande geben und außerdem noch eine Bürgschaft für 100 Goldronnen stellen. Eine Gräfin Anjou zahlte für eine Abschrift der Predigten eines Bischofs von Halberstadt 200 Schafe und 15 Tonnen Getreide.

Ein Paradies in der Südjsee.

Die Expedition des englischen Majors A. J. A. Douglas ist nach einer Seereise von mehr als 45000 Kilometer in London eingetroffen. Die Expedition galt hauptsächlich der Erforschung unbekannter Teile des Stillen Ozeans und lief dort zahlreiche Inseln an, die zum Teil noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Die Expedition fand ihre Hauptstation in der Insel Nava, die sich als ein höchst paradiesisch bezeichnet. Das gilt auch von der Insel Nava, die zwar zu den bekannteren der in Betracht kommenden Gruppe gehört, aber trotzdem noch immer ein Wunderland von unentdeckten Schönheiten ist. „Als wir uns der Insel näherten“, berichtet Major Douglas, „haben wir zwei Eingeborene, die inmitten der märchenhaften Pracht einer unwahrscheinlich üppigen Vegetation lagen und uns mit allen Zeichen der Freude bewillkommten. Bald hießen alle ihre Gefährten aus dem nahen Dorf zu ihnen.“ Die meisten waren vollständig nackt, aber einige waren in aller Eile irgend ein mehr oder weniger unvollständiges Kleidungsstück über sich, um die fremden Gäste zu ehren. Die weibliche Bevölkerung der Insel ist achmal so stark wie die männliche. Jeder Mann hat daher mehrere Frauen, aber nicht gleichzeitig, sondern hinter einander. Gearbeitet wird so aut wie gar nicht, denn die Natur spendet ihre Gaben freiwillig in reichem Ueberfluß. Wo ihr trotzdem nachgeholfen werden muß, verläßt die Arbeit unter Gesang, Scherzen und Tänzen und gleicht mehr einem Spiel als einer ernsthaften Anstrengung. Auf der Insel lebt eine Art von Kleinfledermaus, die eine Länge von mehr als 14 Meter erreichen und ungemein bössartig aussehen. In Wirklichkeit sind die Tiere jedoch vollkommen harmlos und froh, wenn sie sich ungekrüht fressen dürfen. Die Landschaft ist herrlich. Von romantischen Felsklippen umfäumt, bietet die Insel ein hinreichend schönes und buntes Panorama. Mit Palmen bestandene Hügel wechseln mit Ebenen ab, in denen Fruchtbäume aller Art wachsen. Dann wieder gibt es undurchdringliche Urwälder mit üppig wuchernden Kleinfarnen neben idyllisch heiteren Gärten, die keine noch so erlebte Gärtnerei reispoller zu gestalten vermöchte. Zahlreiche Gewässer durchziehen die Insel und tragen viel zu ihrer Fruchtbarkeit bei. Die Eingeborenen, vollkommen friedliche und kindlich zutunliche Naturmenschen nähren sich fast ausschließlich von Pflanzenkost. Sie sind leidenschaftliche Schwimmer und tummeln sich jeden Tag viele Stunden in den Fluten ihrer Bäche und Flüsse. Das Meer vermeiden sie wegen der Haiisgefahr. Die Expedition des Majors Douglas brachte zahlreiche, auf dem paradiesischen Eiland gesammelte Mineralien, Pflanzen und Insekten mit, die dem Britischen Museum überwiesen wurden.

